
Sport gegen Rassismus

«Alle bleiben, wo es nicht wehtut»

Rassismus im Sport ist so alt wie der Sport selbst. Historik-Professor **CHRISTIAN KOLLER** spricht über Rassenforschungen bei Olympia, Protestaktionen im Welsport und Diskriminierung im Schweizer Fussball.

Text: Sarah van Berkel Fotos: Gian Marco Castelberg

Rassismus im Sport ist kein neues Problem. Wo liegen seine Wurzeln?

Der moderne Sport, wie er sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hat, ist ein Spiegel der Gesellschaft. So findet man alle Facetten des Rassismus seit jeher im Sport. Das geht von Vereinen, die im frühen 20. Jahrhundert keine Juden aufgenommen haben, über den Bereich des Kolonialismus und Kolonialrassismus, den Hooliganismus und Rechtsextremismus bis zu Spitzenathleten, die in Auschwitz ermordet wurden, oder sogenannten Völkerschauen an Olympia.

Wie liefen diese genau ab?

1904 an Olympia in St. Louis gab es anthropologische Tage, wo man «Wilde» in verschiedenen Disziplinen wie etwa Pfeilbogenschiessen oder Baumklettern antreten liess.

Mit dem Ziel, zu beweisen, dass
Europäer sportlich
überlegen
sind.

Auch rassenanthropologische Forschungen wurden früher an Sportlern durchgeführt.

Genau. Wieder ein Beispiel, dass alles, was die Gesellschaft betraf, auf den Sport überging. Im späten 18., frühen 19. Jahrhundert begann man mit Schädel- und Körpervermessungen, um die Rassentypen herauszukristallisieren. Man hat dann gemerkt, das funktioniert nicht. Statt einzusehen, dass die Theorie von Rassen falsch ist, dachte man: Wir haben zu wenig genaue Messungen vorgenommen. So kamen etwa die Leichtathleten ins Spiel, weil sie als Idealtypen galten und an Olympia die besten Vertreter jeder Hautfarbe am Start sind.

Wenn man vom idealen Körper spricht, ist man schnell bei Stereotypen: Kenianer sind gute Langstreckenläufer, Schwarze sind die

besten Sprinter, die schmal gebauten Asiaten prädestiniert für Sportarten wie Kunstturnen. Wo endet bei solchen Aussagen die Wissenschaft und wo fängt der Rassismus an?

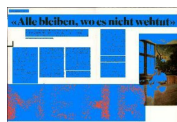
Solche Stereotypisierungen gehen in eine rassistische Richtung. Auf der anderen Seite lassen sich solche Aussagen aufgrund der sportlichen Leistungen manchmal begründen. Wichtig ist, zu hinterfragen: Ist es wirklich aufgrund von körperlichen Voraussetzungen, oder spielen doch eher andere Dinge, wie Trainingsbedingungen, die Gegebenheiten der Landschaft, Fleiss oder finanzielle Mittel, eine Rolle?

Welche Rolle spielen dabei die Medien, die solche, wenn auch gut gemeinten Vergleiche immer wieder ziehen?

Dazu gibt es gerade eine interessante neue Studie, welche in vier Ländern die Fussballkommentare untersuchte. Die Kommentatoren, meist männlich und mit weisser Hautfarbe, betonen bei dunkelhäutigen Spielern viel öfter die Stärke und die Aggressivität, bei Weissen eher das Spielverständnis, die Intelligenz. Man merkt, sie haben diese Muster im Kopf, und wenn eine Situation eintritt, wird das Vorurteil bestätigt. Im umgekehrten Fall – macht ein weisser Spieler etwa ein aggressives Foul –, wird das weniger kommentiert. Solche Aussagen geschehen zum grossen Teil nicht mit Absicht. Es zeigt, wie tief tendenziell rassistische Gedanken verankert sind und man das erst merkt, wenn man es systematisch untersucht.

Der Sport verkauft sich oft als Bereich der Gesellschaft, der viel zur Integration beiträgt und Menschen, Völker und Kulturen vereint. Ist das Wunschdenken?

Sport hat durchaus die Kraft, zu vereinen, die man ihm nachsagt. Er bietet die Möglich-



keit, Grenzen zu überwinden und ein Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln. Doch er diskriminiert auch. Das gleiche gilt bei Themen wie Sexismus oder Homophobie. Der Sport ist eben nicht besser und nicht schlechter als die gesamte Gesellschaft. Meist geschehen gesellschaftliche Fortschritte oder Lockerungen im Sport ungefähr im Gleichschritt. Und was man ebenfalls beachten muss: Im Sport gibt es die Ebene der Athleten und die der Fans. Besonders bei den Fussballfans gab und gibt es extreme Gruppierungen, und es kommt immer wieder zu Rassismus-Vorfällen.

Das jüngste Beispiel: Beim FC St. Gallen beschimpfte ein Fan den nigerianischen FCZ-Spieler Tosin als «scheiss Mohrechof». Bedenklich. Doch scheint es diesbezüglich eine Besserung zu geben: Affenrufe oder Bananenschalenwerfen, wenn ein afrikanischer Spieler am Ball ist, waren vor 10, 20 Jahren viel weiter verbreitet. Heute wird das selbst von der Mehrheit der Fans nicht mehr goutiert.

In der Sportgeschichte gab es immer wieder Protestaktionen von Einzelnen. Von den Sprintern Tommie Smith und John Carlos mit der Black-Power-Faust an Olympia 1968 bis zum Footballer Colin Kaepernick mit dem Kniefall heute. Können solche Gesten nachhaltig etwas verändern?

Die Nachhaltigkeit ist schwer messbar. Doch unterschätzen sollte man solche Gesten nicht. Der Black-Power-Gruss von Smith und Carlos an der Olympia-Siegerehrung ging über die Bildschirme in die Welt hinaus. So etwas hat eine viel grössere Wirkung, als wenn zum Beispiel 10 000 Leute in einer amerikanischen Kleinstadt für das gleiche Anliegen demonstrieren. Und heute mit der Digitalisierung und den sozialen Medien haben prominente Figuren einen noch grösseren Einfluss. Sportstars erreichen innerhalb von Sekunden Massen auf der ganzen Welt. Das gibt Macht. Der Sport hat eine grosse Bühne. **Sollten vor allem weisse Weltstars aus dem Sport diese Bühne im Kampf gegen Rassismus stärker nutzen?**

Das muss jeder für sich entscheiden. Doch bei einem solch wichtigen Thema sollte jedem die grosse Verantwortung bewusst sein. Twittern

aus dem Affekt heraus ist nicht die beste Idee. Besser wäre, sich einen Kommunikationsexperten an die Seite zu holen. Von Politikern wird auch nicht erwartet, dass sie einen Marathon laufen können.

Für die Sportstars ist das Risiko gross. Smith und Carlos wurden von Wettkämpfen ausgeschlossen, Kaepernick ist bis heute ohne NFL-Vertrag. Sind wir noch nicht weiter als damals?

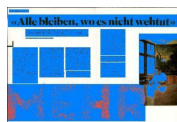
Doch, wir beobachten Fortschritte. Zwar ist es noch immer so, dass besonders im amerikanischen Profisport, wo es um viel Geld geht, niemand anecken oder Probleme in politischen Kreisen bekommen will. Wenn die Klubschefs bessere Zuschauerzahlen oder Sponsoringelder in Aussicht hätten, würden sie sich stärker für die Rechte Schwarzer einsetzen.

Doch gerade mit dem öffentlichen Diskurs gibt es Klubs oder Sponsoren, die einen Spieler nicht trotz, sondern wegen seines Einsatzes gegen Rassismus engagieren. Zudem werden solche Gesten von Spielern weniger stark sanktioniert als früher. Man könnte sogar den Vergleich mit der Doppeladler-Affäre ins Spiel bringen, auch wenn er ein wenig hinkt. Früher wären Spieler dafür vom Team ausgeschlossen worden.

Womit wir bei der Schweizer Fussball-Nati sind. Früher waren es Spieler aus Ex-Jugoslawien, heute sind es auch die schwarzen, die als «unechte Schweizer» beschimpft werden. Befeuert Sport rassistische Tendenzen? Ich glaube nicht, dass Aussehen und Zusammensetzung eines Sportteams jemanden zum Rassisten oder Antirassisten machen. Es sind Meinungen, die gefertigt sind und ihre Wurzeln etwa in der Zeit der Sklaverei haben, die im Sportkontext geäussert werden. In der Schweiz noch relativ subtil.

Ist es in anderen Ländern extremer?

Ja, etwa in Frankreich oder Deutschland. Als Frankreich 1998 Weltmeister wurde, sagte der rechte Politiker Le Pen, er könne sich nicht freuen, es seien ja alles Algerier oder Westafrikaner im Team. Oder in Deutschland vor der WM 2006 schrieb die NPD in einem Flugblatt: «Weiss - Nicht nur eine Trikot-Farbe! Für eine echte NATIONAL-Mannschaft». Die Liste an solchen Beispielen ist lang. Doch man kann in



diesem Kontext auch eine konstruktive Diskussion führen – nämlich über das Konzept Nationalmannschaft an sich.

Wie meinen Sie das?

Ein grosser Teil des Fussballbusiness läuft über den Klubwettbewerb. Warum hat man überhaupt noch die Nationalmannschaften? Wieso müssen die Natspieler alle einen Schweizer Pass haben, der Trainer jedoch nicht? Ist das in der globalisierten Welt von heute noch zeitgemäss? In den Anfängen des modernen Fussballs bis etwa 1900 gab es

kein Nationalteam. Alle Spieler, die für einen Schweizer Klub spielten, waren für die Schweizer Auswahl spielberechtigt. Erst in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bildete sich das Konzept Nationalmannschaft mit Staatsbürgerschaft statt Lizenz heraus.

Dafür gibt es heute viele Migranten-Fussballklubs. Ein Integrationshindernis?

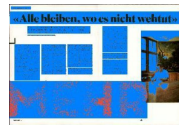
Diese Klubs machen in städtischen Regionen etwa ein Viertel aller Klubs aus. Und in Deutschland gab es in den 60er- bis 80er-Jahren sogar eigene Ligen. Studien zeigen, dass

sie kein Integrationshindernis sind. Denn die Spieler lernen etwa das Schweizer Vereinswesen kennen, müssen sich um eine Infrastruktur kümmern, mit Behörden kommunizieren und Funktionäre stellen. Auch hier gilt: Sport ist nicht entweder Integration oder Abgrenzung, nicht verbindend oder diskriminierend. Es ist immer ein Zusammenspiel.

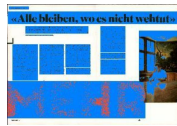
Was würden Sie sich vom Sport im Kampf gegen Rassismus für die Zukunft wünschen?

Mehr Mut. Es ist einfach, das Problem schönzureden wie Formel-1-Chef Bernie Ecclestone, der sagt, die Formel 1 habe kein Rassismusproblem. Oder die Fifa, die betont: Wir sind integrierend, wir sind völkerverbindend und selbstverständlich gegen Rassismus. Alle bleiben dort, wo es nicht wehtut. Sich als Verband gegen einen Staatspräsidenten zu stellen, der eine andere Meinung hat, hätte Signalwirkung. Und die oft geäusserte Meinung von Funktionären und Verbänden, Sport und Politik sollte man trennen, ist eine Lebenslüge. Sport und Politik waren und sind unzertrennlich verbunden. ©

MEHR



Koller spricht in einem
Saal des Schweizerischen
Sozialarchivs in Zürich –
seinem Arbeitsort – über
Russismus im Sport.

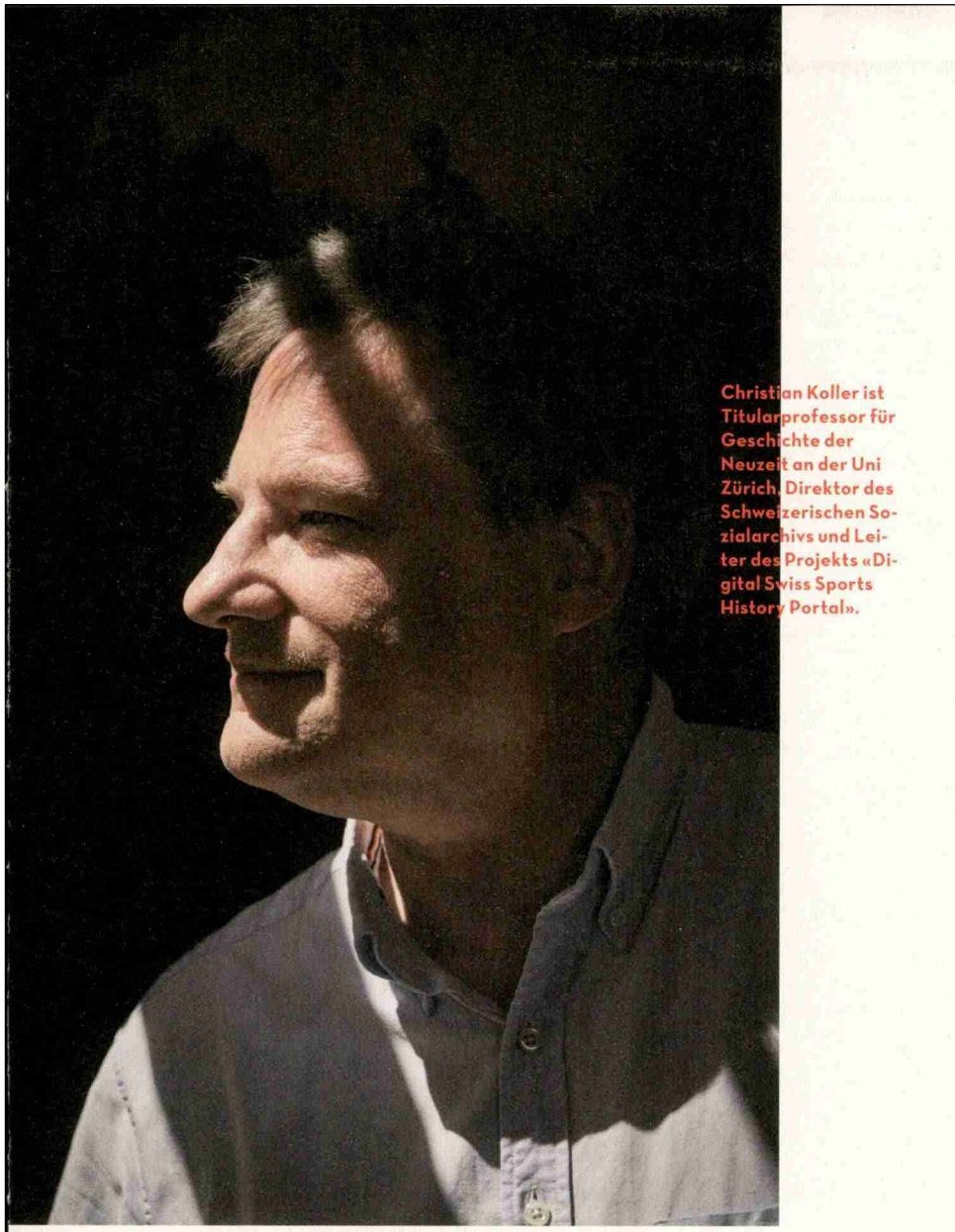
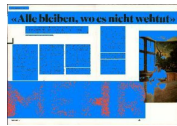


”
**Sportstars
erreichen
innerhalb von
Sekunden Massen
auf der ganzen
Welt. Das gibt
Macht**

“

CHRISTIAN KOLLER

MUT



**Christian Koller ist
Titularprofessor für
Geschichte der
Neuzeit an der Uni
Zürich, Direktor des
Schweizerischen So-
zialarchivs und Lei-
ter des Projekts «Di-
gital Swiss Sports
History Portal».**